

# Vom Bankmanager zum Fairkaufhauschef

Reinhold Fahlbusch ist umtriebiger, anpackender, sozial engagierter, politisch interessierter und mit dem notwendigen Sendungsbewusstsein ausgestattet, um in einer Stadtgesellschaft Aufmerksamkeit zu erregen. Außerdem fühlt er sich nach eigenen Angaben nicht an der Spitze am wohlsten - „sondern als erster Mann in der zweiten Reihe“.

Von Bernd Haase, veröffentlicht: Montag, 08.07.2013, 3 aktualisiert: Donnerstag, 11.07.2013



„Wir sind ein Kaufhaus, kein Ramsch- oder Ein-Euro-Laden“: Reinhold Fahlbusch vor dem Sozialkaufhaus Fairkauf in der Limburgstraße.

*Quelle: Thomas*

**Hannover.** Das Profil passt perfekt auf die Anforderungen von politischen Parteien an Mitglieder. Tatsächlich, erzählt Fahlbusch, haben ihn gleich mehrere in Hannover schon gefragt, ob er mitmachen wolle. „Ich habe dann gesagt, mein Bedürfnis am Austausch ideologischer Grundpositionen ist durch die Mitgliedschaft in der katholischen Kirche gedeckt“, sagt er und lächelt leicht. Es ist ein typischer Fahlbusch-Satz, und man merkt ihm an, dass er sich über solche Sätze freut.

Bei einem anderen bleibt er ernst: „Ich bemängeln, dass wir in der gesamten Gesellschaft den Langzeitarbeitslosen nicht die Solidarität entgegenbringen, die sie verdienen.“ Dass beispielsweise die Agentur für Arbeit weniger Geld für Fortbildung und Qualifizierung von Hartz-IV-Empfängern ausgibt, hält er für einen Gipfel an Zynismus. „Der Arbeitsmarkt ist in seinen Grundsätzen nicht zu ändern. Also muss man Menschen, die damit Schwierigkeiten haben, für diesen Arbeitsmarkt trainieren.“ Auf diesem Credo fußt das Konzept für Hannovers Sozialkaufhaus Fairkauf. Fahlbusch ist treibende Kraft hinter der Einrichtung in der Limburgstraße in der Nähe des Steintors oder, formell: Vorstandsvorsitzender der Genossenschaft, die das Haus trägt.

## Fahlbusch startete aus der zweiten Reihe

In seinem Berufsleben war Fahlbusch Bankangestellter in leitender Funktion - Mitglied eines Standes also, der nicht auf Anhieb mit persönlichem sozialem Engagement an der Basis in Verbindung gebracht wird. Er selber, sagt er, habe seinen Lebenslauf ziemlich früh so angelegt, dass nach dem Beruf noch Zeit dafür bleibt, sich um die Schwachen der Gesellschaft zu kümmern: „Das kommt aus der eigenen Biografie heraus.“

Fahlbusch konnte sich nicht aus der ersten Startreihe ins Berufsleben aufmachen. Seine Eltern stammen beide aus dem Eichsfeld, dort ist man katholisch. Die Familie wohnte in Linden, wo Fahlbusch und seine beiden Brüder aufwuchsen. Der Vater war Maurer, die Mutter Hausfrau - eine schmale finanzielle Basis für eine fünfköpfige Familie. Der junge Reinhold wollte gerne zur Goetheschule gehen und Abitur machen. Es

reichte aber in der Familie nicht für das Schulgeld. Also blieb es bei der Mittelschule, eine Banklehre schloss sich an. Nach beruflichen Weiterbildungen brachte er es schließlich zum Bereichsleiter in der Hauptverwaltung der Apotheker- und Ärztebank in Düsseldorf. Dass die Gesellschaft einem wie ihm, der nicht mit dem berühmten goldenen Löffel im Mund geboren wurde, diesen Lebensweg ermöglicht hat und dass derartiges auch anderen offenstehen sollte, ist Triebkraft für sein Engagement.

## **Kontakt zur Kirche riss nicht ab**

Vor acht Jahren ist Fahlbusch in den Ruhestand gegangen und wieder an die Leine zurückgekehrt. Mit seiner Frau - das Ehepaar hat zwei erwachsene Söhne - lebt er in der List. Den Kontakt zur Kirche hatte er auch zwischendurch nicht verloren. „Als ich wieder in Hannover war, fragte ich, wo ich helfen könnte“, erzählt er.

Bedarf gab es, sogar passgenauen, wie man im Wirtschaftsleben sagen würde. Der damalige Diakoniepastor Walter Lampe hatte das Gefühl, es müsse in einer Großstadt wie Hannover einen Ort geben, an dem Bedürftige Gegenstände des täglichen Bedarfs zu erschwinglichen Preisen erwerben könnten - ein Sozialkaufhaus eben. Eine von Lampe gegründete Arbeitsgruppe kam nicht recht weiter. „Sie hat das Ganze nur von der Konsumentenseite gesehen, aber nicht von der betriebswirtschaftlichen“, sagt Fahlbusch. Was hätte besser gepasst als ein ausgebildeter Sparkassenbetriebswirt mit sozialer Ader? Dessen Fachwissen wird übrigens auch im Aufsichtsrat der Diakonie und bei der Johann Jobst Wagenerschen Armenstiftung geschätzt, die Bedürftigen preiswerten Wohnraum an der Glocksee anbietet. Dort wurde Fahlbusch vor drei Jahren Vorstand und muss den finanziellen Scherbenhaufen zusammenkehren, den sein wegen Untreue verurteilter Vorgänger hinterlassen hat.

## **Kulturelle Bedürfnisse kommen nicht zu kurz**

Geht man mit Fahlbusch durch die Etagen des Fairkauf-Hauses in der Limburgstraße, merkt man ihm Stolz aufs Erreichte an. Über die Idee zum Beispiel, auf der umsatzstarken Erdgeschossfläche Bücher und CDs anzubieten und damit zu dokumentieren, dass es wichtig ist, nicht nur die materiellen Bedürfnisse der Kundschaft zu befriedigen, sondern auch die kulturellen. Oder darüber, dass in der Oberbekleidungsabteilung nicht nur Allerweltskonfektion auf den Bügeln hängt, sondern auch Hochwertiges wie die Mäntel, die eine Zahnärztin zur Verfügung gestellt hat. Oder über die Tassen aus Fürstenberg-Porzellan, die bei den Haushaltswaren in einer Vitrine stehen. „Wir sind ein Kaufhaus, kein Ramsch- oder Ein-Euro-Laden“, sagt Fahlbusch. Er erwartet, dass man das merkt, stellt es aber zur Sicherheit noch einmal klar.

Fragt man Fahlbusch nach seinen Zielen, antwortet er: „Mich selbst und das Kaufhaus überflüssig zu machen.“ Wieder so ein typischer Satz mit einem Anflug von Koketterie. Er glaubt nicht, dass die Gesellschaft in absehbarer Zeit auf eine Einrichtung wie Fairkauf verzichten kann, hält es aber für erstrebenswert. Was ihn angeht, so will er höchstens noch drei Jahre amtieren - und dann ein geordnetes Haus hinterlassen.

## Die Mitarbeiter

Seref Bakhteyar hat schon so einiges gemacht in seinem Berufsleben. Der 48-Jährige war Reiseverkehrskaufmann, arbeitete später bei der Deutschen Post in der innerbetrieblichen Prüfung und fing zwischendurch eine Lehre als pharmazeutisch-technischer Assistent an, die er aber abbrach – „war nichts für mich“, sagt er. Dann wurde er das, was man langzeitarbeitslos nennt. Seit dem 26. Februar arbeitet er auf Basis eines Ein-Euro-Jobs in der Medienabteilung bei Fairkauf, nimmt Bücherspenden an, sortiert sie ein oder erneuert Regale. Er fühlt sich wohl mit dem, was er tut. „Ich war schon als Kind ein Bücherwurm“, erzählt er.

Insgesamt arbeiten rund 190 Menschen für die Trägergenossenschaft. Jeweils 28 gehören zur Stammbeslegschaft oder sind sogenannte Bürgerarbeiter, weitere 16 lernen oder befinden sich in Teilzeit. Allesamt sind sie sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Dazu kommen noch mehr als 50 Beschäftigte in Qualifizierungs-

maßnahmen, zehn Praktikanten sowie 50 Ehrenamtliche, die sich um Fairkauf verdient machen. „Wir ermöglichen es Menschen, unter realen Bedingungen ihre Chancen am Arbeitsmarkt zu verbessern. Übungsumfeld ist ein Kaufhaus“, heißt es im Leitbild des Unternehmens.

Bedenken gegen soziale Firmen häufen sich, wenn diese in vermeintlichen Wettbewerben mit freien Unternehmen treten. „Dabei wird vergessen: Hier folgen Zuwendungen aus öffentlichen Kassen, zum Beispiel für die Reintegration Arbeitssuchender dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung. Das ist keine Subvention“, sagt Hannovers Sozialdezernent Thomas Walter. Umgekehrt profitiere auch freies Unternehmertum von Subventionen seitens der öffentlichen Hand.

Seref Bakhteyar darf vorerst bis Ende August bleiben, dann läuft sein Ein-Euro-Job aus. Er hofft, dass er danach eine reguläre Anschlussbeschäftigung findet – „am liebsten im Buchhandel“.



Möbel, Hausrat, Kleidung, Spielwaren, Bücher und CDs: Sozialkaufhäuser erhalten die Waren durch Spenden oder durch Haushaltsauflösungen.

# Das Kaufhaus

Wenn auf den Wirtschaftsseiten der Zeitungen über Kaufhäuser berichtet wird, dann sind die Nachrichten selten gut. Ein Segment aber floriert, auch wenn entsprechende Nachrichten zumeist nicht im Wirtschafts-, sondern im Lokalteil stehen. Es sind die Sozialkaufhäuser.

Nach Schätzungen der Diakonie, die wie auch andere Wohlfahrtsverbände oft Träger der Kaufhäuser sind, gibt es in Deutschland mittlerweile mehr als 350 von ihnen – fast jede mittelgroße Stadt hat eines, Großstädte sowieso. Ihren Boom verdanken sie dem Inkrafttreten der Hartz-IV-Gesetze Anfang Januar 2005. Damit entfielen Zuschüsse, mit denen Bedürftige vorher größere Anschaffungen finanzieren konnten. Und es mussten Einrichtungen her, die Betroffenen die Möglichkeit bieten, gut erhaltene Gegenstände des täglichen Bedarfs zu erschwinglichen Preisen zu erwerben. Die Sortimente ähneln sich: Möbel, Hausrat, Kleidung, Spielwaren, Bücher und CDs. Sozialkaufhäuser erhalten die Waren durch Spenden oder durch Haushaltsauflösungen. Anliefern kann man direkt im Kaufhaus an der Limburgstraße, oder, bei größeren Sachen, im Lager in Hainholz. Wer glaubt, dass die Leute ans Sozialkaufhaus denken, wenn sie eine Entrümpelung planen und irgendwelchen Schrott loswerden wollen, der irrt: „Wir können beispielsweise 90 Prozent der Möbel, die wir erhalten, problemlos in unser Angebot nehmen“, berichtet Reinhold Fahlbusch, Vorsitzender der Trägergenossenschaft von Fairkauf in Hannover.

Viele der Kaufhäuser fungieren als Sozialprojekt. In anderen – zu ihnen zählt Fairkauf – hat man den wirtschaftlichen Ansatz gewählt: „Wir wollen mit wirtschaftlichem Handeln soziale Ziele erreichen“, sagt Fahlbusch. Fairkauf verfolgt die Unternehmensziele, Leute mit Waren zu versorgen und so zur Nachhaltigkeit beizutragen – schließlich würde vieles, was andere händeringend benötigen, ohne derartige Einrichtungen im Müll landen. Außerdem will Fairkauf Menschen in Arbeit bringen, das Haus ist anerkannter Ausbildungsbetrieb für Verkäufer, Einzelhandelskauffleute sowie Beschäftigte in der

nikation.

Zählte Fairkauf bei Gründung vor sechs Jahren durchschnittlich 400 Kunden am Tag, hat sich diese Zahl verdoppelt. Der Umsatz lag laut Geschäftsbericht im vergangenen Jahr bei knapp 2,9 Millionen Euro. Die Genossenschaft erzielte in den vergangenen drei Jahren stets Überschüsse und steckt sie in die Rücklage, um im Bedarfsfall Risiken abzufedern.

Bleibt noch die Sache mit dem Sozialkaufhaus. So gern hören die hannoverschen Genossen diesen Begriff gar nicht, weil er impliziert, dass nur eine bestimmte Klientel sich dort umsieht. „Wir wollen Menschen unterschiedlicher Gesellschaftsschichten zusammenbringen. Alles andere wäre diskriminierend“, betont Fahlbusch. Längst kommen, berichtet er, nicht mehr nur Hilfsempfänger in die Limburgstraße, sondern auch solche, die sich durchaus auch einen Einkauf in anderen Häusern leisten könnten. se